

BILDER

aus der Zeit

Der Arbeitsnachweis

Luxemburg, im September des Kriegsjahres 1939.

Vor mir liegt der Schienenstrang der Merler Strasse. Ganz weit dahinten, wo die Häuserreihen ansteigend ineinanderlaufen, ist der Mittelpunkt der Stadt. Die langsam sich vergoldenden Bäume im Stadtpark trennen das Neue von dem Alten. Da, wo das holperige Pflaster den aristokratischen Teerbelag der feinen Avenuen ablöst, da erst beginnt die Stadt. In der Hauptpost gehen Menschen aus und ein. Jeder geht seinen Geschäften nach und seiner Arbeit. Autos hupen an den Strassenecken. Aus den Läden tönen die Klingeln. Wenn man nicht wüsste, dass wir im Kriege leben, man könnte es nicht merken. Denn nach aussen hat das Leben sich wirklich kaum geändert. Das, was wirklich geändert hat, das sieht man in den Strassen nicht.

Moderne Hochhäuser reihen sich an die alten Wände. Die Strasse, in der ich gehe, hat ein Jahrhundert schon verschlungen. Auch das sieht man von aussen nicht. Denn in der Monterey-Strasse sieht man neue und reichgeschickte Schaufenster, und sie ist eng genug, um sich nach oben zu verbergen. Trittst du aber in ein Haus hinein, stehst du in einem engen Flur. Er ist so eng, dass du dich an die Wand drücken musst, um andere vorbei zu lassen. Und er ist so dunkel, dass du denjenigen nicht erkennen kannst, der dir hier begegnet. Du tastest nach der Treppe. Altes Holz kreischt unter deinem Tritt und führt dich hinauf ins Schwarze. Es ist Alt-Luxemburg im Verborgenen.

Vor mir öffnet sich der Paradeplatz. Seit die Bäume drauf verschwunden sind, ist er viel grösser geworden. Und die Häuser in der oberen Reihe scheinen schmaler und auch schwächer. Sie drücken sich so eng zusammen, als stützten sie sich gegenseitig. An den Farben nur erkennt man, wo das eine von dem anderen sich trennt. Links umzingeln Auto-Taxen unsern Dicks und unsern Lentz. Vor mir brüstet sich der elegante «Cercle» und vor ihm parken die Automobile wie zu einer Gala-Veranstaltung. Da, wo sie jetzt stehen, ging einst die Wache auf und ab. Die Häuser sahen sie noch gehen, es ist vieles noch wie damals. Langsam steigt der Nebel höher und schüchtern lächelt nur die Sonne. Der Platz ist beinahe leer. Er ist ein Stück steingewordener Geschichte. Und er lebt auch dann,

wenn keine Menschen ihn betreten. Denn hier haben die Mauern Zungen, hier raunen die Geister derer, die vor uns waren. —

Ganz in der Nähe wird eifrig diskutiert. Eine Gruppe Männer bilden einen Kreis. Sie sind nicht mehr ganz jung. Es sind Arbeiter. Die einen tragen eine Mütze, die andern einen alten

Hut. Seine Ränder fallen schlapp nach unten. Ihre Kleider sind nicht elegant, aber sauber und geordnet. An der Mauer lehnen Fahrräder. Unten sind die Hosen säuberlich geklammert. Die einen hören zu, die Hände in den Taschen. Der andere, der etwas jünger ist, redet mit ausdrucksvoller Gebärde. Es ist ein stämmiger, untersetzter Kerl. Glattrasiert und mit lebensfrohen Zügen.

«In Frankreich, da natürlich, da arbeiten alle Fabriken auf drei Schichten. Die können Kanonen bauen und Schiffe und Flugmaschinen. Wie es in Belgien

